

Deutschen Rundschau

Nr. 195. Bromberg, den 26. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(27. Fortsetzung.)

Jeden Abend überwachte ich das Haus in der Stretton Street, und mein Freund Harry war mir dabei behilflich. Wir lauerten unter den umliegenden Austoren und sahen, wie die Spitzen der Londoner Gesellschaft beiderlei Geschlechts in dem Hause ein- und ausgingen, denn De Gex veranstaltete nun prächtige Gesellschaften, Diners und Musikabende, an denen nur exklusive Gäste teilnahmen.

Als ich eines Abends nach Einbruch der Dunkelheit wieder, wie es meine Gewohnheit war, die Park Lane entlang schlenderte und in die Stretton Street einbog, sah ich einen ziemlich nachlässig gekleideten Mann, offenbar einen Ausländer, die Stufen von De Gex Tor herunterkommen. Er wandte sich nach der Richtung, aus welcher ich kam, und so mußen wir aneinander vorüber.

Auf den ersten Blick erkannte ich in ihm den Spanier Mateo Sanz! Er hatte mich nie gesehen; als er daher ein genügendes Stück von mir entfernt war, drehte ich mich um und folgte ihm bis zu einer kleinen Seitengasse der Edgware Road, wo er in ein drittklassiges Privathotel eintrat.

Welchen Zweck konnte sein Besuch bei De Gex haben, als den, einen neuerlichen Anschlag auszuhecken? Jetzt, wo ich die Wahrheit über den Tod des Barons in Amsterdam kannte, sollte mir der Mörder nicht entgehen. Ich nahm mir daher sofort ein Auto nach Scotland Yard und machte dem diensthabenden Detektivinspektor Mitteilung von dem Verstecke des langgesuchten Verbrechers.

Er dankte mir und bat mich dann um nähere Auskünfte; ich erzählte ihm, daß ich mit dem spanischen Detektiv Rivera bekannt sei und daß ich mit dem letzteren Sanz auf dem Bahnhofe in Montauban gesehen hätte.

Der Detektiv erhob sich und ließ mich mit der Versicherung allein, daß er sich erkundigen wolle, ob von der spanischen Regierung ein Ersuchen um Verhaftung des Mannes eingegangen sei. — Nach einer Viertelstunde kam er zurück; er hielt einige Papiere in der Hand und sagte:

„Die Madrider Polizei hat uns tatsächlich ersucht, diesen Menschen in Haft zu nehmen. Hier ist seine Photographie." Mit diesen Worten zeigte er mir das gleiche Bild, daß mir Rivera nach Amsterdam geschickt hatte.

Von Oswald De Gex sagte ich nichts, doch plötzlich kam mir der Gedanke, daß er, falls Sanz verhaftet werden würde, gewarnt wäre; aus diesem Grunde schlug ich vor, den Spanier unter Bewachung zu halten, bis man sich mit der spanischen Polizei ins Einvernehmen gesetzt habe.

„Senor Rivera hat, glaube ich, Sanz im Verdacht, ein Mitglied einer sehr gefährlichen Verbrecherbande zu sein", sagte ich. „In diesem Falle wäre es wohl am besten, alle zu verhaften."

„Glauben Sie, daß die anderen in London sind?" fragte der Polizeibeamte.

„Das weiß ich nicht", erwiderte ich. „Ich weiß nur soviel, daß Mateo Sanz ein gefährlicher Verbrecher ist, nach dem man seit mehreren Jahren fahndet."

„Nun, mein Herr, wir danken Ihnen jedenfalls für Ihre Mitteilung und werden dementsprechend vorgehen", sagte der Inspektor zum Abschied. Als ich auf die Straße trat, überkam mich ein Gefühl der Befriedigung; hatte ich doch endlich einen Verbrecher den Händen der Polizei überliefert, die rechtzeitig die Wahrheit über den mysteriösen Tod des Barons van Veltrup erfahren sollte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Eine seltsame Erzählung.

Infolge meiner Veranlassung ging man in Scotland Yard sogleich ans Werk und schickte ein drahtloses Telegramm an Senor Rivera in Madrid ab, in welchem von der Auffindung des berüchtigten Mateo Sanz Mitteilung gemacht wurde.

Mittlerweile war meine Neugierde noch mehr entfacht worden durch einen Brief, den mir Frau Alford, die Haushälterin der Frau Tennison, schickte und in dem sie mir mitteilte, daß Dr. Moroni bei ihr vorgesprochen und an sie eine Anzahl Fragen über meine Person gestellt habe, nachdem er gesehen hatte, daß Gabriele nicht zu Hause sei.

„Wie ich Ihnen versprochen habe", schrieb sie mir, „tat ich so, als ob ich von gar nichts wüßte. Es überraschte ihn scheinbar, daß meine Herrin und Fräulein Gabriele nicht zugegen waren. Er fragte mich nach ihrer Adresse, doch ich antwortete ihm, daß sie keinen ständigen Aufenthalt hätten; darüber schien er enttäuscht und ging wieder fort."

Sicher war sein Besuch in der Longridge Road wieder irgendeiner teuflischen Absicht gewidmet. Obwohl er Gabriele gegenüber Freundschaft heuchelte, wußte ich doch, daß er ihr Feind war, ebenso wie der meine.

Moroni war also in London — da würde er zweifellos auch De Gex aufsuchen. Moroni kannte Hambledon nicht, deshalb stand dieser in der folgenden Nacht in der Stretton Street auf Beobachtung, von Nora unterstützt, der man einiges von den seltsamen Ereignissen erzählt hatte, wenn auch nicht die ganze merkwürdige Geschichte.

Knapp vor elf Uhr kehrten Harry und seine Braut in unsere Wohnung zurück und berichteten, daß sie Moroni gegen halb zehn Uhr in der Stretton Street ankommen gesehen hatten. Er war von einem neuen Bediensteten eingelassen worden. Horton schien gegenwärtig nicht im Dienste De Gex' zu stehen.

„Zehn Minuten später kam Suzor an", erklärte Harry. „Ungefähr eine halbe Stunde darauf kam Moroni wieder heraus."

„Ich schlenderte eben langsam an dem Hause vorbei, als er über die Stufen herunterkam und auf Italienisch vor sich hinbrummte", sagte Nora. „Er bemerkte mich nicht, denn er schien sehr erregt und zornig. Er warf auch einen Blick auf das Haus zurück, ballte die Faust und stieß einen Fluch aus."

„Das ist interessant!" rief ich aus. „Vielleicht haben die drei miteinander gestritten?"

„Möglich", bemerkte Hambledon. „Als Advokat glaube ich sogar voraussagen zu können, daß wir in diesem Falle auf interessante Enthüllungen rechnen können."

Nora blieb zum Essen bei uns, denn wir waren alle schon sehr hungrig; Harry brachte sie dann nach Richmond zurück.

Drei Tage später schickte man aus dem Hotel Cecil nach mir. Ich ging vom Bureau früher nach Hause und war kaum fünf Minuten in meiner Wohnung, als es klingelte.

Ich öffnete und sah mich einem unerwarteten Besucher, Senor Rivera, gegenüber.

„Lieber Freund!" rief der Polizist erfreut und schüttelte mir herzlich die Hand, „endlich habe ich Sie gefunden! Der Chauffeur hatte sich geirrt und führte mich ein Stück weiter. Sie haben also für uns fleißig gearbeitet und Mateo Sanz ausgeforscht?"

„Ja, ich habe ihn wiedererkannt."

„Ich komme soeben vom Superintendenten Risden von Scotland Yard — wir haben uns unseren Freund angesehen, den wir schon so lange suchen. Er ist noch ganz ahnungslos. Wie ich aber höre, besuchte er vor zwei Tagen Herrn De Gex."

„Ja, er ist sein Freund, ebenso wie es Despujol war", bemerkte ich.

„Das kann ich nicht begreifen", rief Rivera aus. „Es scheint einfach unglaublich, daß ein Mann in so hoher Stellung wie De Gex Verbrecher zu seinen Freunden zählt."

„Die Wahrheit über De Gex enthüllte ich Ihnen schon damals in Nimes", unterbrach ich ihn. „Schon damals wollten Sie mir nicht recht glauben, doch jetzt kennen Sie den wahren Sachverhalt. Die beiden Geschäftspartner Oswald De Gex, Graf Chamartin aus Madrid und Baron van Veltrup aus Amsterdam, sind beide eines plötzlichen Todes gestorben — auf Anstiftung ihres ganz unverdächtigen Freundes. Es ist festgestellt, daß Sanz den vergifteten Rasierklingensplitter in den Handschuh des Barons hineingegeben hat."

„Auf Anstiftung De Gex? — Unmöglich!"

„Er war der einzige, der durch den Tod des Barons einen Vorteil hatte", erklärte ich. „Er schuldete ihm nämlich aus einer finanziellen Transaktion eine hohe Summe — jetzt, wo der Baron tot ist, entgeht er seiner Zahlungsverpflichtung."

„Sie wollen doch nicht De Gex beschuldigen, daß er sich für seine Zwecke jenes unbekannten Giftes bedient?" rief der Detektiv aus, der mir gegenüber in einem Fauteuil saß.

„Sie werden überrascht sein, wenn wir die volle Wahrheit kennen, was hoffentlich bald der Fall sein wird", versicherte ich. „Vorläufig kennen Sie die merkwürdige Geschichte noch nicht ganz — ich konnte sie Ihnen aus gewissen privaten Gründen noch nicht enthüllen. Langsam, Schritt für Schritt, habe ich mich in das Geheimnis einiger seltsamer Vorfälle im Hause De Gex in der Stretton Street hineingearbeitet. Nachdem ich kreuz und quer durch Europa gereist war, ist es mir endlich gelungen, einen Lichtstrahl in das undurchdringliche Dunkel zu bringen.

Ich sollte hierdurch getäuscht und auf eine falsche Fährte gelockt werden. Wenn Sie die weitverzweigten Anschläge, die De Gex und seine Freunde ausgeführt haben, feststellen und die Bande bekämpfen wollen, dann wird es wohl am besten sein, wenn Sie seinem Komplizen Sanz auch weiter volle Freiheit lassen. Halten Sie ihn unter scharfer Bewachung, doch lassen Sie ihn keinen Verdacht schöpfen", riet ich. „Er wird zweifellos wieder in die Stretton Street gehen. Man sollte Sanz, der, wie sein Freund Despujol, nur ein gedungener Mörder ist, noch nicht in Haft nehmen, denn je länger er auf freiem Fuße bleibt, um so umfassender werden unsere Erhebungen sein, die wir gegen De Gex, den Hauptschurken, führen."

Rivera verbrachte den Abend mit mir zusammen; wir speisten bei Clarendon, jenseits der Hammersmith Bridge, und gingen nachher in eines der Cafés in der Nähe von Picadilly Circus.

Rivera war mit dem Haftbefehl gegen Mateo Sanz in der Tasche nach London gekommen, doch über mein Zureden ließ er vorläufig davon ab. Sanz, der gar keinen Verdacht schöpfte, wurde mittlerweile nicht nur von zwei spanischen Geheimpolizisten, die Rivera mit nach London gebracht hatte, sondern auch von zwei Detektiven von Scotland Yard überwacht.

Zwei Tage später begab ich mich über Riveras Aufforderung nach dem Bureau ins Hotel Cecil. Er erwartete mich in der Halle, und ich sah sofort, daß sein Gesicht einen ernsten Ausdruck zeigte.

„Kommen Sie in mein Zimmer hinauf", sagte er auf Französisch, „dort können wir ungestört miteinander sprechen."

Ich war überrascht und fuhr mit ihm im Lift in den dritten Stock hinauf. In seinem Zimmer angekommen, das auf die Themse hinausging, sagte er:

„Sie sehen mich sehr erstaunt an, Herr Garfield. Als Sie diese seltsamen Beschuldigungen gegen De Gex äußerten, lachte ich Sie aus; doch heute habe ich einige Umstände in Erfahrung gebracht, welche die Sache in einem anderen Lichte erscheinen lassen. In der verflossenen Nacht besuchte Mateo Sanz neuerlich De Gex. Der Finanzmann veranstaltete einen musikalischen Abend, als aber die Gäste weggegangen waren, erschien Sanz und wurde sogleich in die Bibliothek zu De Gex geführt."

„Ah", rief ich aus, „dieses Zimmer kenne ich! Daran knüpfen sich für mich recht unangenehme Erinnerungen!"

„Dort blieb er bis gegen zwei Uhr früh, dann kehrte er zu Fuß in sein Hotel zurück. Auf dem Rückweg pfiff er vor sich hin — er schien in gehobener Stimmung zu sein."

„Die Sache ist gar nicht so seltsam", bemerkte ich. „Sagte ich Ihnen nicht, daß De Gex mit Sanz ebenso befreundet ist, wie er es mit Despujol war."

„Ich weiß es. Angesichts anderer Tatsachen jedoch, die ich erfahren habe, ist die Sache sehr erstaunlich."

Während seiner Worte hatte es an die Türe geklopft — ein Boy reichte nun eine Karte herein.

„Führen Sie den Herrn herauf", befahl Rivera in seinem gebrochenen Englisch.

„Der Mann, der jetzt kommt, wird uns einige merkwürdige Sachen erzählen", bereitete mich Rivera vor. „Es ist mein Freund Gongalez Maura, ein Advokat, der vor seiner Anstellung bei unserem hiesigen Konsulate in Madrid praktizierte. Ich traf ihn gestern auf dem Konsulate, und da er mir einige merkwürdige Sachen erzählte, ersuchte ich ihn, dies vor Ihnen zu wiederholen. Zu diesem Zweck kommt er jetzt."

Einige Augenblicke später ließ der Boy einen eleganten Herrn in mittleren Jahren, der einen schwarzen Bart trug, eintreten. Er verneigte sich höflich, als wir einander vorgestellt wurden.

„Nun, mein lieber Freund", rief Rivera aus, als wir alle drei Platz genommen hatten, „wollen Sie jetzt Herrn Garfield das erzählen, was Sie mir gestern mitgeteilt haben."

„Gewiß, ich sage Ihnen nur das, was ich weiß", begann er in tadellosem Englisch. „Die Sache verhält sich folgendermaßen: Bevor ich Madrid verließ, war ich mit einem Provinzanwalt, namens Ruiz Serrano, der in Valladolid lebt, sehr befreundet. Der verstorbene Graf Chamartin hatte an meinem Freund großen Gefallen gefunden, und hatte ihn zu seinem juristischen Berater gemacht, was ihm ein schönes Einkommen eintrug. Der Graf zog natürlich Serrano in sein Vertrauen und teilte ihm mit, daß er vor Jahren die Tochter eines in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebenden Engländers geheiratet hatte, der in Madrid lebte. Eine Tochter wurde ihnen geboren, doch später ließ er sich von seiner Frau scheiden, die bald darauf starb. Dann vermählte er sich mit einer Dame des Madrider Adels, der jetzigen Witwe. Er machte ein Testament und vermachte sein ganzes Vermögen — mit Ausnahme einer kleinen Jahresrente zugunsten seiner Frau — seiner Tochter aus erster Ehe. Falls diese jedoch sterben sollte, sollte das Vermögen auf seinen Geschäftspartner, Herrn Oswald De Gex übergehen.

„Senor Serrano", fuhr er fort, „kam vor einer Woche hier in London an und besprach sich mit ihr bezüglich des Testaments, da des Grafen Tochter, die zum Studium der englischen Sprache hierhergekommen war, scheinbar gestorben war."

„So hat also De Gex das Vermögen des Grafen geerbt?" fragte ich erregt. „Wie war der Name des Mädchens?"

„Sie hieß natürlich Chamartin, doch nahm sie, dem Wunsche des Vaters gehorchend, nach der Scheidung den Mädchennamen ihrer Mutter an und lebte unter dem Namen Gabriele Engledue."

„Gabriele Engledue?" wiederholte ich, wie vom Blitz getroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampfe mit dem Taifun.

Von Ernst F. Löhndorff.

Der „Orang Wolanda" war ein alter Kasten, der zwischen den Molukken und Hongkong verkehrte. Er hatte nur vier Weiße an Bord: Kapitän Williams, die beiden Steuerleute namens Powers und Flint und mich als Superkargo. Heizer und Dockpersonal waren durchweg Chinesen. Die beiden Maschinisten, gute Burschen, hatten in England studiert, aber die übrige Mannschaft bestand aus den schlimmsten, fast in jedem Hafen wechselnden Galgenvögeln.

Als Cargo luden wir meist Gewürze und Copra, die von China nach Europa verschifft wurden. Oftmals luden wir lebende Schweine, ein paarmal Dutzende von Särgen mit toten Chinesen. Denn die Söhne des Himmels kommen nicht in ihr Paradies, wenn sie nicht in heimatlicher Erde ruhen. Diese Särge dufteten zeitweilig recht bemerkbar.

Dieses Mal, als wir Padang verließen, hatten wir keine Särge, sondern das Schiff wimmelte von oben bis unten von schwarzborstigen, in Bambuskäfigen steckenden Schweinen.

Ich denke an die Fahrt wie an einen Alp zurück. Das Geschnatter der Gelben, das Quietschen der Schweine und die drückende klebrige Hitze — das alles war genug, um aus dem friedfertigsten Manne einen bitterbösen Grobian zu machen. Dazu kam noch das Ungeziefer. Das Schiff wurde zwar jedesmal im Heimathafen tüchtig ausgeschwefelt, aber was half das? Wanzen liefen in Rotten davon, wenn man nachts aufschreckte, das Licht anknipste und mit dem Stiefelabsatz unter ihnen zu morden begann. Kakerlaken gab es in Millionen; zog man irgend eine Schublade auf, so spritzte förmlich ein Strom dieser überaus flinken Tiere heraus, der sich im Nu verflüchtigte. Sie sind zwar verhältnismäßig harmlos, aber es ist nicht gerade angenehm, wenn sie einem plötzlich von der Decke herab in die Suppe fallen oder nachts übers Gesicht huschen.

Stetig dampfte der „Orang Wolanda" durch die glasglatte See. Manchmal ließen wir grüne Inseln in Lee zurück. Dschunken mit hohen Heckaufbauten und blutroten Mattensegeln wurden gesichtet, denn es herrschte die günstige Monsunszeit, während der die unbehilflichen Fahrzeuge China verlassen. Fast jeder Sturm vernichtet Dutzende, manchmal auch Hunderte von ihnen, aber es wird nicht viel Gerede darüber gemacht, denn das Reich der Mitte ist groß, und seiner Söhne sind es viele.

Das Wetter blieb gleichmäßig herrlich, die träge See blinkte wie Quecksilber, und die spitzen Rückensinnen der Haie zogen ihre Kreise, Delphine in Herden schwammen, die schieferblauen Leiber auf- und niedertauchend, gegen die leichte Brise an.

Oft betrachteten wir Weißen mit stillem Neid die prächtigen Ozeandampfer, die stolz vorbeirauschten. Wir machten es uns wie üblich bequem. Jeder besaß eine Sitzbadewanne aus Gummi; diese Wannen paradierten in einer Reihe auf der Kommandobrücke, und wir saßen splitternackt darin. Das Wasser war warm und klebrig, verursachte rötliche, juckende Hautausschläge, aber dennoch empfanden wir es als Wohltat, und die Kulis mußten hin und her laufen, um es zu erneuern. In diesen Badewannen spielte sich fast unser ganzes tägliches Leben ab. Wir saßen darin, schliefen darin, und die Offiziere machten von der Badewanne aus ihre Berechnungen. Wer Freiwache hatte, saß im Wasser, las und trank Bier dazu.

Ein dunstiger Morgen stieg herauf, es schwelte sonderbar rötlich am Horizont, die Sonne hing wie hinter Milchglas. Aber das Barometer fiel nicht, und das übliche Deckwaschen begann. Die Leute der Wache spülten gerade die letzten Schweinekäfige. Da schmetterte plötzlich von den Lippen des Kapitäns eine Reihe heftiger Kommandos.

Unten auf dem Deck begann jetzt ein tolles Durcheinander, das aber die fortgesetzten Kommandos des Kapitäns rasch entwirrten. Die Passagiere wurden von den Matrosen brüsk die Treppe hinab und in die Luken gestoßen, die sofort über ihnen zuknallten. Überall dröhnten jetzt die Holzhämmer, mit der die Keile zur Sperre der Luken noch stärker eingeschlagen wurden. Ein Mann kam eilig nach oben gelaufen und stellte sich mit ans Ruder, während der erste Offizier wie verrückt am Maschinentelegraphen klingelte und Befehle hinabbrüllte. Nach zehn Minuten war alles getan, was Menschenhände unter den Umständen vollbringen konnten, und wir mußten abwarten. Eine Stunde verging, es war drückend heiß, die See unnatürlich glatt, und sie zeigte eine krankhafte Tönung.

„Er kommt!" schrie der Kapitän. Da rollte etwas wie eine weiße blitzende Linie heran. Es sah ganz harmlos aus, aber je mehr es sich näherte, desto schrecklicher wurde es. Angekündigt durch ein gellendes Pfeifen wie von hundert Lokomotiven, brauste hinter dem Schaumstreifen ein dunkler Wasserfall heran. Es war eine richtige Wand, haushoch und so lang, wie der Blick rechts und links reichte. Und auf einmal wurde es finster, rötlich glühte der Himmel und mit einem entsetzlichen Aufbrüllen schlug die Woge gegen das Schiff, barst darüber, rollte darunter weg, und unter dem Geheul und Pfeifen der Windsbraut klatschten Hunderte von Tonnen Wassers auf Deck, das sofort in einer wirbelnden Masse schwärzlich-grüner Fluten ertrank. Ein Ruck schleuderte mich wie einen Ball gegen die Reling, ich schaute einen Augenblick in den vorbeirasenden Mahlstrom, der nach mir leckte und züngelte; ein zweiter Ruck warf mich zurück gegen den Kompaß, den ich mit Händen und Beinen umklammerte. Ich sah keuchend nach vorn, und der Wind preßte wie ein Brett gegen mich, drückte mir die Lungen zusammen. Alles, worauf mein Blick fiel, war Wasser. Der Mast, der heftig hin und her pendelte, ragte aus schäumendem Gischt, in dem Schweinekäfige herumwirbelten. Ich meinte ein Quietschen zu hören, aber das war Täuschung, denn die ungeheure Wucht der herabstürzenden Wassermassen mußte die Tiere längst totgeschlagen haben.

Vorsichtig reckte ich den Kopf, den die Wucht des Sturmes hinabpreßte, und schaute nach hinten. Dort hingen die vier Matrosen am Handruder in den Tauen, bis an die Brust im schäumenden Gischt einer neuen überkommenden Woge. Dann verloren sie den Boden unter den Füßen, sie schmetterten ein paarmal zusammen, und wie ich sie wieder sah, waren es nur noch drei.

Der Kapitän, der neben mir baumelte, schrie etwas in mein Ohr, aber ich hörte keinen Laut, denn das Tosen und Schrillen der entfesselten Elemente war zu stark. Er taumelte dann an das Rohr und rief etwas in die Maschine hinab. Die Antwort mußte ihn befriedigen, da sich sein sorgenvolles Gesicht glättete.

Der erste Offizier, der an seinem Taue zu den wahnsinnigen Rucken des Schiffes hin und her flog, wurde plötzlich grün im Gesicht, und der ganze Inhalt seines Magens schoß aus dem Munde. Dann grinste er trüb, wie er mich lächeln sah, und zur Abwechslung sauste ich wieder einmal in heftigem Ruck an die Reling, starrte in den dicht vorbei eilenden Tod, bis mich die nächste Bewegung zurückschleuderte. Verzweifelt klammerte ich mich fest, aber der Wind oder die Rucke des Schiffes rissen mich immer wieder los.

Die Luft war dunkel geworden und von Wasserstaub erfüllt. Ungeheure Wellen brausten vorbei, wie aus Katapulten geschleuderte Berge, die brache und gleich brüllenden Rammböcken gegen das zitternd aufbäumende und wieder tief ins Wasser schießende Schiff schmetterten. Vom Himmel war nichts mehr zu sehen. Ganze Wogen spaltete der heulende Sturm wie in titanenhafter Wut, riß Teile von ihnen heraus und schleuderte sie kompakt durch die Lüfte. Ein solcher „Wasserblick" traf einen Matrosen, der am Handruder im Gischt herumschwabbelte, und schmetterte den armen Teufel wie einen Klotz nieder.

Es dauerte fünfzehn Stunden, ehe sich die See einigermaßen beruhigte und wir vorsichtig nach hinten zu den armen Teufeln am Handruder gehen konnten. Zwei davon

waren tot, den einen hatte die See gleich am Anfang über Bord gewirbelt, und den zweiten schlug eine Woge tot. Die beiden Überlebenden waren halb ertrunken. Nun konnten wir auch die fast erstickten Passagiere herauslassen, und auch unter ihnen gab es Arm- und Rippenbrüche.

In bösem Zustande kamen wir im Hafen an. Die Boote waren fort, der Schornstein geknickt und von oben bis unten mit glitzerndem Salz bekrustet, die Reling zerrissen, als hätten Riesen sie in den Fingern gehabt. Man machte eine Menge Aufhebens von uns, denn es waren viele Schiffe untergegangen.

Im Geleise des Alltags.

Skizze von **Ernst Herbert Petri.**

Die Straßenbahn ratterte. Ihr Stampfen und Rollen klang wie das Rütteln und Zerren an der Kette des Alltags, das Knirschen der Räder in den Schienen wie die Ohnmacht, die gegen die Enge der zwangsläufigen Bahn kämpfte, die sich sehnte nach dem Sprung in das Unbekannte, das rechts und links der gewohnten Gleise lag.

Im Wagen brannten die Lampen trübe. Ihr Licht malte Schatten auf müde Gesichter. „Wie Puppen sehen sie aus“, dachte Marten. „Die gleichen Gesichter Tag für Tag. Ihre Augen bergen kein Rätsel, das zu ergründen eine Freude, ein Reiz wäre, denn der Alltag hat den Glanz aus ihnen verdrängt und sich dort eingenistet, grau und eintönig.“

Da fiel sein Blick wieder auf das Mädchen dort in der Ecke. Er kannte das junge Ding, das kaum zwanzig sein mochte, denn es gehörte ja auch zu seinem Alltag. Und doch war es das einzige Gesicht, das ihn unter all den anderen interessierte. In den dunklen Augen lag noch ein Glanz, der ein Sehnen sein mochte oder ein Strahl von Hoffnung. Doch um diesen Glanz schienen sich die Schatten der Verbitterung zu drängen, und wie die Vorahnung künftiger Falten zog es sich zu den Mundwinkeln hinunter, deren Tiefe versteinert war. Und Marten wußte: „Sie sehnt sich, sie kämpft, sie unterliegt vielleicht wie ich.“ Diese Erkenntnis schmerzte ihn, weil die Lippen zwischen den herben Mundwinkeln noch jung waren.

Er wußte, wo sie wohnte. Draußen in dem Viertel, das seit vierzig Jahren Vorstadt war, weil es jeden davor graute. Fabrikmauern schlossen den Horizont, verdeckten die Wiesen und Felder. Ihre Schornsteine sahen wie Wächter auf die Backsteinwände hinunter, zwischen denen das Elend hauste.

Der Vater mochte Arbeiter sein. Marten hatte nicht danach gefragt, als er sie am letzten Sonntag zum ersten Mal sprach. Der Zufall, vielleicht auch das Schicksal, mochte ihn damals durch die ärmlichen Straßen geführt haben. Sie stand gegen die Hausmauer gelehnt, und die Umrisse ihres erwachten jungen Leibes sträubten sich gegen die Dürftigkeit des billigen Fähnchens. Zwischen schmalen Häuserlücken sah die Sonne hervor. Ein dünner Strahl lag auf dem Haus, auf ihren Haaren, auf ihrem Gesicht. Sie hatte die Augen gesenkt, als fürchtete sie, sonst geblendet zu werden. Und doch wußte Marten, dieser Strahl war ihr Sonntag.

Als er vorüber ging, schlug sie die Lider halb auf, und er las in ihren Zügen das Erkennen. Er grüßte und fühlte, daß er nicht wortlos seinen Weg verfolgen konnte, der ja ohne rechtes Ziel war. Er wunderte sich über die belanglose Redensart, mit der er die Unterhaltung anknüpfte. Wie dumm, wie unbeholfen. Doch das Mädchen lächelte. Es war nicht das unbekümmerte Lächeln der Jugend, die nicht lange fragt, an wen sie es verschenkt. Nein, in dem Lächeln lag ein Schicksal. Es sprach von Erstaunen, Hoffnung, Ungläubigkeit, von ein wenig Ergebung, von Bereitwilligkeit wieder, eine Hand zu erfassen, die vielleicht aus der trostlosen Wüste des Alltags in Oasen des Glücks führen wollte. Das Mädchen lächelte.

Marten glaubte, das junge Ding sei schön. Es war ja ein Sonntag, und die Sonne spielte in den dunklen Haaren. So blieb er stehen und sprach weiter. Von der Sonne, vom freien Tag, den man ausnutzen sollte, um jene grauen Fabrikmauern zu umgehen, die am Alltag den Blick in die Freiheit dort hinten in der blauen Ferne verhindern.

Das Mädchen lächelte. Doch seine Mundwinkel senkten sich dabei, und es schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht fortgehen. Sonntags muß ich auf die Kinder achten, die sonst in der Krippe sind.“ — „Wie schade!“ sagte Marten, und die beiden armseligen Worte beseelte jenes ehrliche Mitleid, das den anderen zum Sprechen lockt: Komm, komm, sag mir deinen Schmerz. Zu zweit trägt es sich leichter!

Das Mädchen sah Marten an. Die Augen waren tief und warm und voller Vertrauen: „Ach, ich freue mich ja schon, wenn sich nur jemand ein wenig um mich kümmert. Und doch hätten Sie mich lieber nicht ansprechen sollen. Denn sehen Sie, jetzt muß ich reden. Aber Sie sind ja kein Fremder für mich. Wir haben zwar nie ein Wort gewechselt in dieser Straßenbahn, die so fürchterlich ist in ihrer Leere voller Menschen. Doch ich weiß, daß auch Sie heraus wollen aus diesem Alltag ohne Freude. Sehen Sie, dieser Sonnenstrahl ist mein Sonntag. Er muß mir genügen, um in mir Vorrat an Licht für die ganze Woche aufzustapeln. Ist es da ein Wunder, wenn dieses Licht schon in den ersten Montagsstunden verlöscht? Und ich sehne mich doch so nach Helligkeit, Sonne, Freude und Leben. Ich glaube, ich ersticke noch hier zwischen diesen schmierigen Mauern, in den stinkigen Höhlen dort oben, in dem Haus, wo alles nach Armut riecht. Ich möchte hinaus in jene Welt, die ich nur von weitem sehe, wo schöne Frauen lachen, sich freuen, umhegt und bewundert werden. Doch ich weiß, daß für mich keine Hoffnung ist. Zu einem häßlichen Mädchen wie ich kommt kein Märchenprinz.“ — „O, sagen Sie das nicht! Sie sind nicht häßlich, und das Glück kann noch immer kommen.“ Da war in den Augen des Mädchens jener Glanz erwacht, der sie noch jetzt verschönte. Doch dann hatten sie scheiden müssen, weil eine Männerstimme aus einer dieser Höhlen rief: „Lene!“

Lene hieß sie. Magdalene sicher, denn ihre Ergebung war, als büße sie, freilich für die Sünden anderer. Sie verdiente ein besseres Los. Wie beseligend müßte es sein, die Hand dieses von allen stiefmütterlich behandelten Mädchens ergreifen zu können: „Ich bin der Märchenprinz. Ich bringe dir das Geld, das dir die Welt erschließen soll, nach der du dich sehnst.“

Plötzlich wußte Marten, woher er das Geld nehmen konnte. Nehmen konnte? Nein, nehmen mußte! Aus der Aktentasche, die ihm, dem Bankboten, täglich mit Zehntausenden von Mark anvertraut wurde. Ja, Zehntausende! Lene, seine Lene, war sie wert. Er würde eines Tages zu ihr sagen: „Komm, fahr mit mir in die Welt!“ Diese Welt müßte dort unten im Süden liegen, wo die Sonne war und das Licht. Das Geld würde ihnen alle Tore öffnen. Es würde einen Schneider zwingen, sich tief vor ihr zu verbeugen und Kleider zu erdichten, die sie schön machen sollten. Und dann wollte er sie in ein Zimmer führen, voll von Teppichen und Seide, und ihr den Dank von den Lippen küssen: „Der Alltag ist besiegt!“

Sollte er sie in seinen Plan einweihen? „Nein, nein!“ schrie es in ihm. „Sag ihr nichts. Vielleicht würde sie es nicht wollen. Stell sie vor die vollendete Tatsache!“ Ja, morgen sollte es Tatsache werden. Zehntausende von Mark!

Die Räder rasselten und knirschten im Gleise wie alle Abend. Und Marten lächelte: „Nicht lange, dann quält ihr mich nicht mehr!“

Da erschütterte ein Stoß den Wagen. Die Kette des Alltags riß. Die müde Stumpfheit der Gesichter wich jähem Schreck: „Entgleist!“ Mit triumphierendem Dröhnen polterten die Räder über das Pflaster: „Freiheit!“

Doch die Bremsklötze höhnten: „Freiheit? Was du Freiheit nennst, ist Verderben. Und davor bewahren wir dich, wenn du es nicht selbst kannst.“ Der Wagen stand. Er hing einen Schritt weit über die Brücke hinaus.

Als Marten dem Mädchen die Hand reichte, um ihm aus dem Wagen zu helfen, wußte er: Die Bremsen haben zu dir gesprochen. Der Alltag geht weiter. Er ist Schicksal.



* **Daher der Name.** „Vater, warum nennst du diese Wurst eigentlich Dauerwurst?“ — „Weil mich die Leute dauern, die se koofen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.